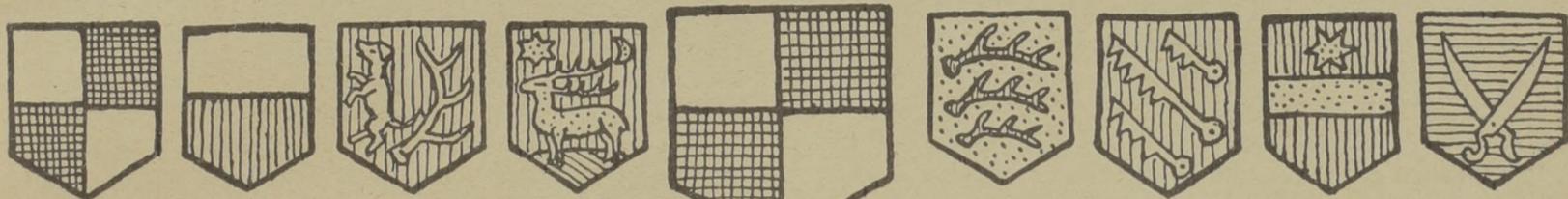


ZOLLERHEIMAT



BEILAGE DER HOHENZOLLERISCHEN BLÄTTER FÜR ZOLLERISCHE HEIMAT- UND VOLKSKUNDE

NUMMER 4

Hechingen, 17. Februar 1932

1. JAHRGANG

Hohenzollerischer Literaturbrief 1931

Von H. v. St.

Ein rückschauender Blick über die deutschen Literaturerzeugnisse im Jahre 1931 stellt dem Hohenzollerlande ein Zeugnis aus, dessen es sich nicht zu schämen braucht.

Sieben Jahre sind dahin, seitdem Bruno Stehle sein Heimatbuch „Hohenzollern“ ins Land hinausgehen ließ, wohl wissend, daß er nichts Vollkommenes schaffen werde, aber im stillen hoffend, daß seine Zusammenstellung Anklänge und ein Grundstein werde für weitere Forschungen. Trotz vereinzelter ablehnender Kritik fand das Buch bald solche willkommene Aufnahme, daß es heute nur noch in wenigen Exemplaren im Handel zu haben ist und daß es auch heute noch immer begehrt und gesucht wird, weil es eben bis zur Stunde durch keine vollkommenere Arbeit ersetzt wurde. Nicht anders wird es dem Buche ergehen, dessen ersten Teil Pfarrer Wegel-Blatt im Jahre 1929, dessen zweiten Teil er im abgelaufenen Jahre ans Tageslicht brachte. (Wegel: Geschichte der katholischen Kirche in Schwaben-Hohenzollern. 2. Teil. Bühl 1931. 262 S. 4,50 M.) Von dem praktischen Gedanken ausgehend, daß ein hochwissenschaftliches Buch nur geringen Wert hat für einen Leser, der keine Studien gemacht, hat Pfarrer Wegel in schlichter Weise das Gerüst einer hohenzollerischen Kirchengeschichte zusammengestellt und dieses mit Fleisch und Blut umgeben und mit Tatsachen und Vorgängen ausgerundet; er hat auf diese Weise, zeitlich fortschreitend von der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart eine Zusammenstellung im Lapidarstil geboten, die lautes Zeugnis ablegt von seinem unverwüßlichen Arbeitseifer und von seiner Liebe zum Heimatland und zum angestammten Glauben. Manches Wort und mancher Satz, kurz und knapp hingeworfen, ist gleichsam explosiv geladen und schreit gebieterisch nach Ausweitung und Vertiefung; da Kirchengeschichte und Landesgeschichte sich nicht immer decken, und andererseits bei alleiniger Berücksichtigung der hohenzollerischen Verhältnisse der Unterbau für das Werk zu bedingt und zu begrenzt gewesen wäre, werden die angrenzenden Länder in die Darstellung einbezogen, sowohl in ihrer Profan- als auch in ihrer Kirchengeschichte. Eine schier unübersehbare Fülle von Beiträgen aus dem Leben und Streben vergangener Tage wird uns geboten, drum ist es auch nicht zu verwundern, wenn die eine oder andere Unvollkommenheit dem Werk noch anhaftet. Jedenfalls gebührt hohe Anerkennung dem guten Willen und der großen Lebensarbeit, die jeden Leser zur Besinnlichkeit anregt, zum weiteren Forschen und Suchen anspornt und zur Anhänglichkeit an den Heimatboden und das überlieferte Kulturgut aufruft.

Einem verdienten und beinahe vergessenen Mann aus dem Zollerland wurde ein Denkmal gesetzt in dem Büchlein „Theodor Bilharz, ein deutsches Forscherleben in Ägypten 1825—1862 von Ernst Senn“ (Stuttgart 1931. 76 S. Text, 15 Abbildungen. 3 M.). Theodor Bilharz ist 1825 in Sigmaringen geboren, besucht das Gymnasium in Hechingen, die Universitäten in Freiburg und Tübingen und geht dann mit seinem Tübinger Lehrer Griefinger 1850 nach Kairo, wo er schon 1862 stirbt und sein Grab auf dem dortigen katholischen Friedhof findet. Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Arzt bei Einheimischen und Fremden entfaltet er eine solche reiche Forscherarbeit, daß wir nur mit Staunen sie verfolgen können. „Der Hauptgegenstand, der Bilharz anzog, war die biologische Formenwelt; aber auch die geistige, zumal geschichtliche Welt, hatte es ihm angetan.“ In wissenschaftlichem Gewande faßt das Büchlein alles zusammen, was über sein Leben und Forschen aus schriftlichen und mündlichen Quellen gesammelt werden konnte und gibt uns am Schlusse ein Bild seiner inneren Entwicklung, seiner Weltanschauung und seines Charakters. Wahrlich man könnte sich freuen, wenn auch noch andere verdiente Männer unseres Landes einen solchen Biographen finden würden.

Heimatgeschichte hat auch Anton Gabele geschrieben, allerdings nicht gekleidet in das Gewand einer wissenschaftlichen Darstellung, sondern eingespannt in den Rahmen eines Romans. (A. Gabele: „Der arme Mann“, Verlag Cotta-Stuttgart, 274 S. 5,80 M.) Auf dem geschichtlichen Unterbau des großen Bauernkrieges von 1525, der hoffnungsvoll begann, und kläglich zusammenbrach, hebt sich das Hauptgeschehen des Buches ab, das lokalisiert ist in dem wüsten Hügelland zwischen Meßkirch, Klosterwald und Bussenhofen, der Heimat des Dichters. — Jugendlich blind und den Kopf gefüllt mit schwärmerischen Ideen und Schlagworten läßt sich Jost in den Aufstand treiben, wird durch die Opfer, die einer besseren Sache wert gewesen wären, langsam klug und kehrt auf einsam-abenteuerlichen Wegen ernüchtert und die Wirklichkeit verstehend in die Heimat zurück. Dort waltet auf dem Boden der hergebrachten Sitten und Überlieferungen stehend der Vater Schweikart, abgeklärt im Reden und Denken, tiefgläubig und unbeirrbar, selbst wenn er mit menschlichen Ungerechtigkeiten zu kämpfen hat; drum ist er auch Sieger noch in seinem tragischen Untergang, der zu einer Zeit erfolgt, wo der verführte Sohn Jost geistig sehend geworden ist und den Weg gefunden hat zur Lebensweisheit seines Vaters und dadurch die Grund-

lage schafft für sein Zukunftsglück. — Wie ein roter Faden zieht gestaltend die Idee von der göttlichen Gerechtigkeit durch das ganze Werk, beschattet das Ende des alten Schweifart, verklärt das hart erkämpfte Glück des Jost und läßt die tiefe Symbolik der Erzählung aufleuchten und ihre Gültigkeit, die weit über das Einmalige eines historischen Geschehens hinausreicht, und dieses Geschehen zum Sinnbild einer gottgewollten Weltordnung erhebt. Mit plastischer Klangfülle sind die Sätze und Worte geladen, mit zielsicheren Bildern Land und Leute gezeichnet, mit der Meisterschaft eines Dichterblickes die Vorgänge in der Natur geschaut. Elementare Kraft sprüht aus den 17 Holzschnitten, die Prof. Graf-Stuttgart als conforme Illustration eingefügt hat.

Das frauliche Gegenstück zu Gabele's Buch ist der zweiteilige Roman von: Theres Baur: „Monika Maria“ (Verlag Tyrolia, Innsbruck, 332 S. 5.00 M.). Ein hohes Lied auf die Heimat ist das Buch, das ein Segment aus Hohenzollern zeichnet, wo „vor 200 Jahren in der felsigen Wildnis zwischen Bäumen, Klüften und kargem Ackerboden das Dorf (Burladingen) lag“. „Wie die Hütten, so waren auch die Leute arm“, aber „ungeachtet der Ungunst der Lebensverhältnisse wuchs in dieser Bergeinsamkeit ein kräftiger Menschenschlag: großknöchige Männer und hüftbreite Frauen, die kein noch so schweres Schaffen über den Haufen warf. Dem flachsblonden Geschlechte sah man seinen Kampf mit Erde und Wind, Armut und Dürftigkeit nicht an. Wie Könige gingen die Männer hinter ihren hölzernen Pflugcharen und die Frauen, als ob sie unsichtbare Kronen trügen.“ — Monika Maria, die edle Bogtstochter aus dem Schwarzwald, die angetraute Gemahlin des stolzen und rauhen Schloßherrn Thede von Burladingen, der vor keiner Brutalität gegen seine Untergebenen zurückbebt, und keine Treue gegen seine Gattin kennt, bekehrt durch Opfer und entagungsvolle Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit das sündige Herz ihres Mannes, veredelt durch Erbarmen und Mitleid das Gemüt des Martin Wildschorf, der als herrenloses Kind im Walde aufgewachsen ist und entfündigt durch ihr vorbildliches Dulderleben die verirrte Seele ihrer Tochter Monika, die zwar „ihr heißes Blut vermüßte, das mächtiger war als ihr Wille, die Leidenschaft im Zügel zu halten“, die aber „noch glaubte, im Recht zu sein mit all ihren Untaten“. Im Leben schon hielt man sie für eine Heilige, nach dem Tode verehrte man sie wie einen

helfenden Schutzgeist, ja „an den Sonntagnachmittagen gingen die Anwohner in Scharen auf den Friedhof und an das Grab der Frau, die ihnen so viele Jahre ein Segen gewesen“. — Das Buch ist ein Heimatfang geworden, der wie ein Silberglöcklein klingt im Flußtal und auf den Bergeshöhen, in Busch und Wäldern und in der Enöde. Katholische Sitten und Gebräuche, symbolisiert durch das Kreuz, sind der kulturelle Untergrund, auf dem die ganze Handlung steht, die zwar gewöhnlich und alltäglich sich ansieht in ihrer Einmaligkeit, die aber grandios sich auswächst, sobald sie sich wiederholt im ernstesten Walten der gläubigen Frauen in Familien und Gemeinden. Sprache und Zeichnung von Charakter und Natur, von Licht und Schatten offenbaren ein erstaunliches Einfühlungsvermögen und eine reiche Erlebniswelt der Dichterin.

In der Sammlung „Sonnenland-Bücher für junge Mädchen“ hat M. Schenk-Freiburg (geb. in Burladingen) ein Bändchen eingestellt: „Schenk, Heimat des Herzens“ (Verlagsanstalt Tyrolia-Innsbruck, 174 S. 3.50 M.). Die Verfasserin, bekannt vornehmlich durch die schlichten Bauerngeschichten: „Leute von der rauhen Alb“, bietet in einfachem Gewand, in flüssiger Sprache, in geradliniger Fortentwicklung ein Bild vom Leben und Streben auf dem Gutshof Riedegg, vom Lieben und Leiden der beiden Schwestern Josepha und Jakobine Hergeseldt, vom Segen und Lohn, welchen Ausdauer und Arbeitsamkeit abwirft. Ja gerade „eines hatte ihn das Schaffen auf dem Boden der Heimat gelehrt: die Liebe zu ihr; nie zuvor hatte er so stark erkannt, wie groß ihre Schönheit war, und wie sie ihn mit tausend Fäden gefesselt hielt, als in dem Augenblick, da ihr Verlust drohte.“ Heimatluft weht durch die ganze Erzählung.

Anzufügen ist noch ein Büchlein voll Licht und Sonnenschein. (Maria Bager: „Mohrle“, Verlag Gunders-Stuttgart, 62 S. mit 24 Kreidezeichnungen, 0,85 M.) Es ist für die Jugend geschrieben und zeichnet eine frohe Kinderschar, die einen Wohltätigkeitsverein, den Pfennigbund gründet, so genannt, weil das Abzeichen in einem Pfennig bestand, und mit dem Zwecke: die Freudebedürftigen zu erfreuen. Unter dem Vorsitz der guten Martha, „genannt Mohrle“, tagt der Verein und erfüllt seine Aufgaben. Viele Samenkörner unschuldiger Freude, köstlichen Humors und ernster Lebensweisheit liegen in dem schmucken Bändchen.

Der Kutscher des Truchseß

Heimat-Erzählung von Konrad Pflumm

3

„Wart', du Spion!“ dachte Ure. Sebastiansweiler war vorbei. Hätte er hinten Augen gehabt, so hätte er bemerkt, daß sein Fahrgast merkwürdig schmerzhaftes Gesicht schnitt und seinen Leib zusammenkrümmte. Das war eine schmerzliche Grimasse, und ein Kenner hätte sofort daraus gelesen: so Grimassen schneidet nur, wem es im Magen und Gedärm nicht ganz geheuer ist.

Dem Franzosen waren die schwäbischen Mehlspeisen beim Mittagessen in Tübingen nicht gut bekommen, und er hatte das „unabweisbare Bedürfnis“, einen stillen, verschwiegenen Ort ohne Begleitung aufzusuchen.

„Eh, vous cocher!“ (Sie, Kutscher) „il muß eraus, alt, alt (halt, halt!).“

Ure hielt die Sache für noch nicht schlimm und tat, als hörte er nicht. Dadurch wurde aber das „unabweisbare Bedürfnis“ nur noch unabweisbarer und führte direkt einer „Katastrophe“ zu. Der Franzose brüllte jetzt aus Leibeskräften: „Alt, alt!“ und kroch hilflos aus der Kutsche zum Bock empor. Da hielt Ure die Zügel der Kasse an und die Kutsche stand sofort. Sein Plan war gefaßt und ein Schabernack ausgedacht. Er öffnete den Kutschenschlag. Als der Franzose dem nahen Wäldchen zueilte, schloß er wieder und schwang sich auf seinen Lenkersitz. Dann äugte er scharf nach dem Busche.

Als der Kopf seines Fahrgastes wieder über den Sträuchern erschien, und als der noch mit dem Ordnen seiner Kleider beschäftigt war und eben den zweiten Hosenträger über die Schulter ziehen wollte, führte Ure seinen Plan aus.

Eines der Kasse war an einer Stelle, die nur ihm bekannt war, „kizelig“. Wenn er es da mit der Reitpeitsche berührte, dann packte es auf und raste dahin, wie von einer Biesfliege gestochen.

Der Truchseß-Kutscher kizelte den Kappen. Der schnellte hinten in die Höhe und schlug aus, daß das „Wagenscheitle“ rasselte und klapperte. Dann schoß er im Galopp dahin und riß den Nebengaul mit sich. Ure schrie: „Oha! Oha! Prr!“ riß an den Zügeln und tat, als ob er ohnmächtig sei, die Kasse zu bändigen und zum Stehen zu bringen. Endlich hielt der Kutschwagen.

Als der Franzmann die Kasse so aufpacken sah, nahm er Rock und Weste klemmte sie unter den rechten Arm, mit der Linken aber hielt er den Hosenträger fest. So wollte er — welch ein ungleicher Gegner — den Wettlauf mit zwei wohlgenährten, feurigen Fürstengäulen aufnehmen. Er leuchte und trippelte auf der Landstraße dahin. Ure mußte unwillkürlich lachen — und das war sein Spaß — eine so drollige Figur machte das kleine dicke Männlein. Als es beinahe die Kutsche erreicht hatte, reizte es Ure. das Roß noch

einmal zu kitzeln. Das gleiche Spiel wiederholte sich, und wieder schnaufte der Franzose einige hundert Meter hinterher.

Auf der weiteren Fahrt sprach er kein Wort mehr. Nicht einmal über dem „Schrosen“ ob Hechingen äußerte er beim herrlichen Anblick, den man dort auf die Stadt hat, Staunen oder Bewunderung.

Der Kutscher freute sich und schmunzelte immer vor sich hin. Sein Fahrgast schnaufte noch lange, nachdem er wieder eingestiegen war und hatte doch so halbwegs gemerkt, daß das Durchbrennen der Kofse nicht ganz mit richtigen Dingen zugegangen war. Ob er nachher dem Fürsten von dem Streiche erzählte, den ihm sein Kutscher geliefert, weiß die Chronik nicht zu vermelden. Sollte er es aber getan haben, hat er sicher nicht viel Anklang gefunden und dem Kutscher eher Lob als Tadel gewonnen, denn Fürst Friedrich war selbst kein Franzosenfreund und hat nicht einmal die durch Fürstin Eugenie mit dem erbprinzlichen Haus verwandten Prinzen Louis Napoleon (später Kaiser) und Jerome (später König von Westfalen) empfangen, als sie zu Besuch in Hechingen weilten.

Die Fahrt endete auf dem Schloßplatz vor dem Portal. Ure sprang vom Bock und riß den Kutschenschlag auf. Der Franzose deutete das, als wollte der Kutscher ein Trinkgeld, wie das so üblich ist. Da richtete sich das kleine Männlein auf und mit unverhohlener Wut stieß es durch die Zähne: „Du nix Gasch (Trinkgeld), oui, ik viel marschier!“ Da lachte Ure hell auf. Was galt ihm ein Trinkgeld, er hatte sich für Floridsdorf gerächt und seinen Spaß gehabt.

Der Truchseß-Kutscher hatte oft von seiner „Hoimed“ erzählt, und die verwitwete Fürstin Maria Antonia, die zweite Gemahlin Fürst Hermanns lauschte ihm gern. Daß seine Schilderungen des Bauernhauses bei dem Kirchlein in Wessingen aber die Lust in ihr wecken würde, einmal so eine Bauernstube mit holzgetäfelter Decke, mit einem Herrgottswinkel, einem Kopsfacktle und Schußflädle, durch das das Essen aus der Küche in die Stube gereicht wurde, mit riesigem Kimmel (Schornstein), durch das man aus der Küche direkt hinauf bis in den blauen Himmel sah, mit eigenen Augen zu sehen, dachte er nicht und hatte es noch weniger beabsichtigt. Ihr kam aber nach Ures Erzählung alles so malerisch und poetisch vor, daß sie sich von all der Schönheit persönlich überzeugen wollte. Sie wollte aber nicht nur sehen, sie wollte auch kosten: von den „Heubirnen des Wagner-Andreas“ — frisch vom Baum. Sie wollte auch mal eine „Schlottermilch“ und „Kleienbrot“ essen.

Ure war es beklemmend, als seine Herrin zur Zeit, als die ersten Birnen reiften, den Wunsch äußerte, in seine „Hoimed“ zu fahren.

Während der Wagen der verwitweten Fürstin Maria Antonia und ihrer Tochter Maria Antonia, vermählte Truchseß Waldburg-Capustigall, dem Brielhof zurollte, bald in der Sonne, bald im Schatten der riesigen Pappeln längs der Straße, überlegte Ure, wie er die Erfüllung des Wunsches und Befehles seiner Herrinnen, der beiden Marien, hintertreiben könnte. Er wollte sie doch nicht in die Einfachheit seines Geburtshauses führen. Die Kofse trabten ganz langsam, doch eine Bitte aus der Kutsche: „Ure, so fahr er doch schneller, wir kommen ja ewig nicht an,“ ließ ihn sachte die Beitsche auf den Rücken der Kofse gleiten und mit der Zunge schnalzen. Da schlugen die ein schnelleres Tempo an.

Am Brielhof fuhr er ins „Teich“ hinunter, wieder empor den „Baumsack“, über den „Riesenacker“ den „Riesenbuckel“ hinunter. Die Durchlauchtigen Damen meinten, hier gehe es noch steiler hinunter als in Hechingen die Steig. Neugierig blickten sie nach allen Seiten. Jedes Haus rechts und links der Straße schauten sie an, vermeinend, es werde Ure's Haus sein. Die Fahrt ging weiter. Ueber den Weidenbach gings im Trab, das letzte Haus kam in Sicht, es lag hinter ihnen auf der Straße rollte die Kutsche schon weiter durch die „Zaunacker“, Steinhofen zu.

„Ja, Ure,“ rief Maria Antonia, „wo fahren wir denn hier kommen ja keine Häuser mehr, wir wollen doch in ihre „Hoimed“!“

Da fragte sich Ure verlegen am Kopf: „Ha sell! So! — in in mei „Hoimed“! Dann müsse mer umkehre.“

Es ging zurück, zweimal über den Weidenbach, um die Kirche herum, gerade auf den „Heubirnenbaum“ zu. Der stand da, wo später Ures Sohn Florian ein Haus baute, gegenüber der Haupttür der Kirche. Die Kofse wurden in den Stall gebracht und die Kutsche blieb im Schatten des „Heubirnenbaums“ stehen. Die beiden Marien-Antonien betraten unter Führung des Kutschers das Haus. Dort herrschte große Aufregung. Sie sahen alles an, aber was Ure in seiner Heimatliebe und Anhänglichkeit so poetisch ausgemalt hatte, fand nicht in der gleichen Weise Beifall, wie es vorgebracht war. Auch das erwartete Wohlbehagen beim Genuß der „Schlottermilch“ und des „Kleienbrotes“ blieb aus — und fast alles blieb übrig. Die beiden hohen Damen trösteten sich und die Wagner-Andreas-Leute beim Abschied damit: „Das sei doch vielleicht etwas Gutes, sie seien es eben nicht gewohnt“.

Ure brummte etwas wie: „I hab mers glei dächt, so kumms!“ und spannte die Kofse ein.

Noch einige Jahre übte er nach diesem Ereignis sein Kutscheramt aus. Dann wurde das Haus durch den Tod seines Vaters frei und er gründete mit 33 Jahren einen eigenen Hausstand. Niemand nannte ihn von da ab Truchseß-Kutscher, sondern einfach Ure. Als sein Beruf wird im Pfarrbuch Wessingen — amtlich — Bauer — angegeben.

Ende.

Nachflänge zum Gießkännle-Prozeß

Die Einleitung zum Gießkännleprozeß, welche die Spannung zwischen Nord und Süd, zwischen Schwaben und Preußen mit guten Beispielen belegt, hat einige Erinnerungen in mir wach gerufen, die den Beweis erbringen, daß auch heute noch das Kriegsbeil zwischen den beiden feindlichen Lagern nicht ganz begraben ist.

Allerdings: der Sturm wühlt nicht mehr in den Tiefen der Seele, sondern die Wellen käufeln sich nur noch an der Oberfläche in mehr oder weniger witzigen Bemerkungen. So hat mir ein preußischer Beamter mit überlegener Offenheit kürzlich folgende Unterhaltung mit einem Schwaben erzählt:

Der Schwabe stichelt den Norddeutschen: „Wisset se a u die Ähnlichkeit zwischet a ma Storch und a ma Preuß?“ — Natürlich, meint der Preuße, beide sind schwarz-weiß und beide haben einen großen Schnabel.

„Jo“ — fährt der Schwob fort, „und wenn se hung- rig sind, no kommet se nach a m Süda!“ —

*

Und noch ein anderes Stücklein von einem hohenzollerischen Geistlichen, der als besonders volkstümlich gilt: (es ist mir von Herrn Willy Baur in Hechingen erst kürzlich erzählt worden).

Also: Besagter Herr hatte gegen Ende des Krieges in Hechingen zu tun gehabt und kommt auf dem Rückweg am Brielhof vorbei. Oder besser gesagt: er kam nicht vorbei, sondern tritt zu einer Herz- und Magenstärkung beim gastfreundlichen Hentsch ein.

Es gab damals nicht mehr viel zu essen in deutschen Landen, und so greift der Pfarrer tief in seinen Rockflügel und bringt, sorgfältig in Papier eingewickelt, ein schön durchwachsenes Stück Rauchfleisch hervor. — Das läßt er sich zu seinem Glase Bier gar trefflich munden.

Ein weiterer Gast tritt an den Tisch — und unser Hentsch stellt dem Pfarrer den Major so und so vor, der auf seinem

Urlaub die Burg besucht hat, auf der er einst — von Konstanzen aus — gelegen hat.

Man redet von dem und von jenem und dabei wandern die Augen des Offiziers nach dem blanken Messer des Pfarrers, das den gerauchten Speck in kunstgerechte Scheiben zerlegt — die dann — mit etwas Salz bestreut — und auf köstlich duftendes Bauernbrot gelegt, ihrer Bestimmung entgegengeführt werden.

Es gibt Menschen, die Gedanken lesen können. Ob der Herr Pfarrer ein solcher war, weiß ich nicht; obgleich wir im Verlauf der Geschichte noch erfahren werden, daß er über einen gewissen prophetischen Geist verfügte.

Jedenfalls: er redet sein Gegenüber an: Herr Major! Wenn ich Ihnen eine kleine Kostprobe anbieten dürfte? —

Und der Offizier nimmt mit verbindlichem Danke eine schön durchwachsene Speckscheibe, die als „Reiter“ auf einem Stück Brot gereicht wird, entgegen und verspeißt sie mit sichtlichem Behagen. — Dann verabschiedet er sich, um von der Station Zoller aus weiter zu reisen.

Der joviale Pfarrherr aber winkt den Hentsch heran und meint: „Wilhelm! jeß habe mer da Kriag verlora.“

Und als der nicht begreifen will: „Ha, Narr! Wenn amol a Königlich Preußischer Major ama Baurahairle aus 'm Sack ischt — no ischt dr Kriag verlaura!“ —

Und ein halbes Jahr später hat er, — leider — recht behalten! —

Hof Rinderstein am Zoller

Im Hagen'schen Lagerbuch von 1543 findet man wiederholt einen Hof „Rinderstein“ am Zollerberg erwähnt, insbesondere ist in dem Bande der vom Hohenzollern selbst handelt, gesagt, daß die Untertanen von Wessingen verpflichtet seien, einen unterhalb des Schlosses gelegenen Baumgarten von ungefähr 12 Mannsmahd in der Fron zu heuen, zu öhnden und Heu und Öhnd in die „schur gen Rinderstain“ einzuführen. Während bei den auf Vorbergen gelegenen Burgen Achalm und Hohenkarpfen ähnliche Höfe noch erhalten sind, ist der Rindersteinhof längst verschwunden. Die Anlage dieser Siedlungen muß mit dem Burgbau erfolgt sein, um den für die Hofhaltung des Burgherrn nötigen landwirtschaftlichen Betrieb, für den in den Höhenburgen kein Platz war, wenigstens möglichst in der Nähe zu haben.

In unserem Heimatschrifttum ist über den Hof nur wenig zu finden. Stehle erwähnt den Namen in seinem „Hohenzollern“, die meisten Mitteilungen finden sich in den „Nachrichten über die königl. Stammburg Hohenzollern“, nach denen 1430 schon der Hofbrunnen auf dem Grat an dem Rinderstein genannt wird. Als 1667 der Öffnungstrakt für die Burg Hohenzollern mit Österreich abgeschlossen war, und die von dieser Seite nunmehr reichlich fließenden Geldmittel eine rege Bautätigkeit an der Burg gestatteten, wurden die zum Materialtransport verwendeten Esel in den Ställen des Rinderstein eingestellt. Kurz nachher wurden die Gebäude des Hofes wohl aus militärischen Gründen abgebrochen, und die verwendbaren Materialien zum Ausbau des „Höfle“ in Starzeln verwendet. Stellien, der vermutliche Verfasser der 1863 erschienenen, oben genannten Nachrichten schreibt, daß die Grundmauern und sonstige Spuren zu seiner Zeit noch oberhalb des Schießstandes nach der westlichen (Scharfack) Bastei der Burg zu sichtbar gewesen seien. Der Brunnen am Rinderstein war wohl infolge des Burgenbaus der 1850er Jahre damals schon versiegt. Nach frdl. Mitteilung des Herrn Forstmeisters Pfeiffer/Hechingen fanden sich bei den Aufforstungsarbeiten des Zollerberges in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts keine Spuren mehr; nach mehreren

Begehungen der Süd- und Westseite des Berges kam ich zum Schluß, daß der Garten unterhalb des früheren Pulvermagazins vielleicht die alte Hoffstätte sein könnte. Es ist möglich, daß der eine oder andere Leser dieser Zeilen eine Überlieferung kennt, die hier weiterhilft. Für entsprechende Mitteilungen an die Schriftleitung der „Zoller Heimat“ oder an mich selbst wäre ich im Interesse der Siedlungsforschung für unsere engere Heimat sehr dankbar.

Willy Baur.

Kleine Mitteilungen

Bruno Stehle †. In Tiergarten, wo er seit seiner Ausweisung aus dem Elsaß lebte, starb am 12. Februar der Geheime Regierungs- und Schulrat Dr. Bruno Stehle. Trotzdem er einen großen Teil seines Lebens fern dem Heimatländchen verbrachte, verdankt das hohenzollerische Schrifttum ihm eine Reihe liebenswürdiger Arbeiten. Sein letztes größeres Werk „Hohenzollern“ bleibt leider durch eine Reihe von Unvollkommenheiten hinter dem Vorbild — den württembergischen Oberamtsbeschreibungen — weit zurück. Eine eingehende Würdigung von Stehle behalten wir uns vor.

Maler Franz Ferdinand Dent (siehe Nr. 3 der Zoller Heimat) ist am 11. August 1723 zu Kirchenhausen (Amt Engen) geboren. Eltern: Franz Ferdinand Dent, Maler, und Maria Agathe Labharthin. Er starb 1791 zu Hechingen, hochgeehrt von der Bürgerschaft. A. Kraus.

Zum Heimatbüchlein. Die Bemerkung über den höchsten Berg Hohenzollerns in Nr. 3 und der gerügte Fehler in meinem Heimatbüchlein veranlassen mich, auf einen zweiten Fehler aufmerksam zu machen, der sich dort eingeschlichen hat. Es wurde mir mitgeteilt, daß die erwähnte Susannaglocke in Killer nicht mehr die alte Glocke ist, sondern daß sie eingeschmolzen und durch eine Stahlglocke ersetzt sei. Mir macht es zwar nichts aus, denn die alte klingt durch meine Kinderträume. Ich möchte aber wünschen, daß mein Büchlein so eifrig im Lande gekauft wird, daß bald eine Neuauflage möglich wird und ich die Fehler verbessern kann.

Dr. Flad, Bonn.

Nachweis des Heimatschrifttums

In diesem Abschnitt führen wir heimatsgeschichtliche Neuerscheinungen an, die in anderen Zeitungen, Zeitschriften oder in Buchform erschienen.

Die Herren von Ringingen von Carus, „Der Zoller“ unterm 29. Juni und 1., 10. und 24. Juli ff. 1931. Behandelt die bisher bekannt gewordenen Herren des Dorfes von 799-ca. 1400, besonders Eberhard mit dem Dreiringwappen und die Truchseffe von Ringingen 1342—91, den Abkömmlingen der Uracher Truchseffen.

Burladinger Mühlen von R. Lauchertzeitung unterm 16. Juni 31. Die jetzige Burladinger Mühle wurde 1564 zu einer schon bestehenden Felinschmiede von Thomas Felinschmied erbaut.

Festschrift des Musikvereins Burladingen anläßl. des 50-jährigen Jubiläums am 11.—13. Juli 1931, Verlag „Der Zoller“ mit Fliegerbild von Burladingen, Allgemeines (geschichtliches) von der Festgemeinde B. von Speidel-Pfister und aus der Kultur- und Kirchengeschichte Burladingens von Joh. Ad. Kraus und Vereinschronik.

Inneringen, Geschichtliches in „Lauchertzeitung“ vom 1. und 15. Mai 1931, mit sehr kritischer Besprechung am 17. Mai, wo die Ableitung des Ortsnamens von einem Ringwappen und des „Degenfeldes“ von einem gefundenen Degen und die jetzige Ausführung des Gammertinger Wappen abgelehnt wird.

Hörschwag-Hölstein von „r“ in „Der Zoller“ unterm 25. Nov. 1929. Der erste Name wird in stark mytologisierender Weise von Herche, der angeb. Gemahlin des Hunnenkönigs Ezel abgeleitet, ebenso Hölstein. Die Kritik ebendort unterm 29. Nov. erklärt nüchtern den Hölstein als hohlen Stein und Hörschwag nicht mit Weg zusammenhängend, sondern mit dem Wassernamen Wag, Wog. über die erste Silbe des Namens ist nichts gesagt.